

## Leseprobe aus:



ISBN: 978-3-7371-0035-9

Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf [www.rowohlt.de](http://www.rowohlt.de).

Stefan Schwarz

**Als Männer noch nicht  
in Betten starben**

*Deutsche Heldensagen*

Rowohlt · Berlin

Mit Illustrationen von Tanja Székessy

1. Auflage November 2018

Copyright © 2018 by Rowohlt · Berlin Verlag GmbH, Berlin

Gesetzt aus der Adobe Caslon PostScript

(InDesign) bei Dörlemann Satz, Lemförde

Druck und Bindung CPI books GmbH, Leck, Germany

ISBN 978 3 7371 0035 9

# Inhalt

Ein paar Worte vorab

Dietrich von Bern

Hilde und Grim

Ein Raufbold aus Schwaben

Das schärfste Schwert der Welt

Aus Liebe töten

Dietleib

Der Kampf mit dem Zwergenkönig

Herzog Rimstein

Ermanarich und Sibich

Einzelnen unbezwingbar

Dietrichs Vertreibung

Die Rabenschlacht

Dietrichs Rückkehr

Ortnit und Wolddietrich

Ortnit und Alberich

Ins Morgenland

Die Schönste im Morgenland

Eines Vaters Rache

Das dritte Kind

Das Gericht

Eine zweite Chance

Sieben Tage wach

Walther und Hildegunde

Die Kunst des Massakers

Wieland der Schmied

Die Nibelungen

Der Fluch

Schön, schöner, Kriemhild

Der Streit mit den Sachsen

Drum streite, wer sich ewig bindet

Der Streit der Königinnen

Siegfrieds Tod  
Etzels Werbung  
Kriemhilds Einladung  
Bei den Hunnen  
Der Untergang der Burgunden  
Wichtige Personen und Begriffe

## Ein paar Worte vorab



Es war bei irgendeiner Familienfeier, als ich mit einem meiner Neffen über Fantasyliteratur sprach. Als ich ihm die Deutschen Heldensagen ans Herz legen wollte, meinte er nur verächtlich: «Deutsche Heldensagen? Das ist doch *Game of Thrones* für Arme!» Das traf mich sehr, denn ich erinnerte mich gern an die Helden um Dietrich von Bern, Meister Hildebrand, Wieland den Schmied, Walter von Aquitanien, Ortnit und Wulfdietrich und natürlich an die Nibelungen mit Siegfried, Hagen, Gunther und den umwerfenden, gleichwohl furchterregend kompromisslosen Damen Kriemhild und Brünhild. Also nahm ich, kaum dass ich wieder zu Hause war, das Buch hervor und las. Und verstand meinen Neffen. Allzu altertümelnd war die Sprache. Mit lauter blumigen Redensarten wurden die blutigen Schlachten, die Ränke und Missetaten abgehandelt. Hier «erheischte» jemand Streit, da war jemand «trefflich gerüstet». Man «kündete neue Märe» und «spendete Wehr». Das war ja alles ganz furchtbar. Das waren nicht die Heldensagen, die ich gelesen hatte! Und doch war es dasselbe Buch! Was war passiert?

Damals hatte ich einfach durch den Schwulst hindurchgeschaut. Ich hatte meine Heldensagen mit dem natürlichen Argwohn eines Heranwachsenden gelesen, der es gewohnt ist, von Erwachsenen die Welt schöngeredet zu bekommen. Aber all ihre edelmütigen Binnen-Es hatten die Nacherzähler umsonst gepinselt. Nur weil da jemand «Ergreift und hänget ihn!» rief, war es für mich immer noch Henkerswerk. Nein, nein, die Helden meiner Jugend wa-

ren allesamt grausame Krieger, jähzornig, verschlagen, wütend und nachtragend. Und selbst dort, wo sie sich ritterlich gaben, strotzten sie vor Eitelkeit. Von zwei möglichen Lösungen eines Konfliktes wählten sie immer das Blutvergießen. Und brutal waren sie nicht nur gegen ihresgleichen. Siegfried zum Beispiel schlägt Kriemhild wegen ihres Gezänks, um es in heutigen Worten auszudrücken, einfach mal krankenhausreif. Auch Wieland der Schmied «legt sich nicht heimlich zur Königstochter», sondern vergewaltigt sie schlicht und ergreifend. Und von wahllosem Kindermord (in den «Nibelungen» schlägt Hagen von Tronje König Etzels Sohn bei einem Festessen nur deswegen den Kopf ab, um, ich sage mal, die Dinge ein bisschen zu forcieren) und der Beinahe-Auslöschung einer lokalen Kleinwüchsigenpopulation («Dietrich von Bern» ist ein ausgesprochen zwergenfeindliches Machwerk, und die Riesen werden auch nicht eben als intellektuell anregend beschrieben) wollen wir erst gar nicht reden. Dagegen ist «Game of Thrones» ein netter Versuch.

In den oft für die Jugend bearbeiteten Übertragungen der letzten beiden Jahrhunderte ist davon natürlich wenig zu spüren. Die Helden sollten vor allem edelmütig und tapfer sein, wie es dem erzieherischen Ideal der Zeit entsprach. Die Damen waren liebebreizend und keusch, nicht selten sogar namenlos, als wäre der Name der Geliebten für die Liebe ohne Belang. (Nun ja, es gibt solche Situationen ...)

Und Treue wurde gefeiert, als bestünde das Heldische nur darin, den Tod zu verachten, ganz egal, wofür. Dieses Lob der hirnlosen Treue wurde den so nacherzählten Heldensagen später oft und mit Recht zum Vorwurf gemacht, aber es steckt nicht zwingend in den Originaltexten, wie ich finde.

Mit einem Wort: Alle bisherigen Nacherzählungen hatten einen wirklich schweren Makel. Sie waren nicht von

mir! Ich beschloss, dass es mit den bis zur Ungenießbarkeit verzuckerten Helden ein Ende haben musste. Schluss mit Walledeutsch und Männertrutz! Die Heftigkeit dieser Texte musste wieder ans Licht. In den Deutschen Helden-sagen geht es zu wie in einer Mischung aus Tollhaus und Schlachthof. Und Sex gibt es in allen Formen und Farben! Von melancholisch bis rüde. Auch die Gadgets können sich sehen lassen. Die Schwerter sind so scharf, dass man sich in die Zunge schneidet, wenn man sie nur beschreiben will. Tarnkappen und Gürtel mit Zwölfmännerkraft wechseln die Besitzer. Drachen, Riesen und Zwerge gibt es üppig noch obendrauf. Es ist eine Welt, die, anders als die unsrige, vor Selbstbewusstsein stotzt und ganz natürlich davon ausgeht, dass Handeln immer besser ist, als gar keine Fehler zu machen. Da ist manches für unseren Geschmack lächerlich, aber sehr oft auch zum Lachen, und das ist mein eigentliches Metier.

Ich habe aus der Vielzahl der vorliegenden Sagen die ausgewählt, die mir am konfliktrträchtigsten erschienen. Und natürlich jene, die das «Heldenuniversum» zusammenhalten. Denn wie im modernen Comic-Zeitalter, etwa bei den «Avengers», tauchen auch die Helden der deutschen Sagenstoffe immer wieder in anderen Sagen auf, und manche Sage (das gilt für «Dietrich von Bern» besonders, aber auch für «Wieland der Schmied» und das Waltherlied) wird nur erzählt, um andere besser zu verstehen. Ich habe hier und da Psychologie hinzugefügt und überflüssiges Schwertgeklengel und Dutzendabenteuer herausgenommen. Ausgesucht habe ich aber vor allem jene, wo es zu lernen gibt, und wenn es nach mir ginge, sollten Lehrer neben dem kuriosen deutschen Nationaldrama, in welchem ein Professor «aus Wissensdurst» eine Minderjährige schwängert und ins Unglück stürzt (ich spreche vom «Faust»), auch mal die Heldensagen mit ihren Schülern diskutieren. Heldentum ist einfach eine Tatsache des Lebens. Im Konflikt zwischen



Dietrich von Bern und dem Riesen Ecke geht es zum Beispiel um eine Ruhmestat, mit der sich Ecke endlich in das Bett seiner Geliebten jubeln will, und das ist ja nun nicht so weit entfernt vom Leben junger Männer, die sich «beweisen» und «etwas draufhaben» müssen, wenn sie bei den Damen reüssieren wollen. (Und ja: Das «Draufhaben» kann auch ein furztrockener Magister in Altphilologie sein.)

Zwischen Witege und Dietrich von Bern geht es darum, ob es Ruhm ohne Tugend geben kann. Überfürsorgliche Eltern treffen wir in dutzend Gestalten in den Heldensagen. In «Ortnit und Wolfdietrich» ist es der Zwerg Alberich, der den Helikoptervater gibt und seinen Sohn damit am Reifen hindert. «Wieland der Schmied» ist eine düstere Erzählung über Verhärtung und Verlust in grausamen Zeiten und hat einen seltsam unheldischen Helden zum Mittelpunkt, der tötet und schändet, ohne dass er dadurch das Mitgefühl des Lesers verliert. «Walther und Hildegunde» ist nichts als eine Meditation über das Motto «Pick your fight carefully!». Die «Nibelungen» schließlich verhandeln im Grunde das alte 68er-Thema, dass das Private politisch ist. (Hier geht, salopp gesagt, wegen eines Jungfernhäutchens ein ganzes Volk unter.) Fragen über Fragen prasseln auf den Nibelungenleser ein: Was passiert, wenn ich meinen übermächtigen Feind zu meinem Freund mache? Was, wenn ich mit seiner Hilfe plötzlich an Status gewinne, der mir gar nicht zusteht? Was, wenn der übermächtige Freund sich ein paar Freiheiten herausnimmt, die ich keinem anderen durchgehen lassen würde? Was geschieht, wenn das alles öffentlich wird? Und ist es wirklich gute Politik, alles eskalieren zu lassen? (Angela Merkel hätte sicher eher «Nein» gesagt.)

Das also sind «meine» Heldensagen. Ich habe mir einige Freiheiten herausgenommen, aber Not kennt kein Gebot. Ich wollte diese alten Stoffe wiederbeleben, damit auch noch meine Enkel Freude an ihnen haben. Das ist das Urmotiv aller Nacherzählung. Wenn meinem Unternehmen Er-

folg beschieden sein sollte, wissen Sie danach wieder richtig Bescheid, haben hoffentlich viel gelacht und können mit Ihrem bildungsbürgerlichen Wissen vor den Damen oder Herren glänzen. So wie es jeder echte Held machen würde.

# **Dietrich von Bern**

## Hilde und Grim



In einer Zeit, als Männer den Tod weniger fürchteten als ein ödes Leben, lebte König Dietwart, der der Herrscher war über die Amelungen. Die Amelungen führten ihr Geschlecht bis tief in den Nebelgrund der Zeit zurück, bis auf Gaut, den Stammvater der Goten. Von Gaut wiederum meinten einige, es sei dies nur ein anderer Name für Odin gewesen, den Göttervater. Mochte auch ein Unsterblicher ihr Ahnherr sein, die Amelungen waren es nicht, und als König Dietwart kein Gefallen mehr am Weib fand, ihm nichts mehr schmeckte und das Atmen zur Last wurde, rief er seine drei Söhne zu sich.

«Kinnerns», sagte er, denn die Goten stammen ja aus dem hohen Norden, «mit mir ist nicht mehr viel Staat zu machen. Ich glaub, ich muss bald davon. Aber ich war nicht faul zu Lebzeiten und habe einen ordentlichen Batzen Land zusammengebracht. Ich mach's kurz: Es reicht für drei. Du, Ermanarich, bekommst Rom, du, Dieter, darfst alles Land um Breisach im Rheingau dein Eigen nennen, und du, Dietmar, erbst das Lampartenland mit dem stolzen Bern mittendrin. Freut euch also und heult nicht, wenn ich geh, denn Heulen macht den Rotz fließen und der Rotz wird dann hochgezogen und das hört sich grauslich an und schickt sich nicht.»

Dann sagte er nichts mehr, weil er wollte, dass dies seine letzten Worte wären. Drei Monate später starb er.

Dietwarts Sohn Dietmar, nunmehr Herr über das Lampartenland, wurde ein gerechter König. Er wusste, wann er Milde walten lassen durfte und wann er strafen musste. Freunde ließ er niemals hängen, Feinde hingegen schon.

Seine Frau Odilia bewunderte ihn dafür, und auch deswegen war die Ehe glücklich. Sie hatten zwei Söhne, Dietrich und Dieter, der erst geboren wurde, als Dietrich schon seine ersten Abenteuer bestand. Dietrich liebte seinen kleinen Bruder, scherzte aber gern, die Eltern hätten ihn nur als Ersatz gezeugt, für den Fall, dass der Erstgeborene seine Fahrten nicht überleben würde.

Eine Furcht, die unbegründeter nicht hätte sein können. Dietrich von Bern übertraf alle Kinder seines Alters an Wuchs, hatte Beine und Arme wie Baumstämme und Schultern, so breit, dass auf jeder Seite eine üppige Matrone mit beiden Pobacken darauf Platz fand. Dietrich war stark wie zwei, und diese Kraft verdoppelte sich noch, wenn er in Wut geriet. Ja, es wurde sogar geraunt, dass in seinem Atem rote Flammen züngelten. Trotzdem nannten ihn selbst Männer, die sich nicht für Knaben begeisterten, anmutig und schön. Langes blondes Haar wellte sich über seine Schultern, und braune Augen funkelten dazu im Kontrast in vornehmer Un-ergründlichkeit. Dietrich wuchs nie ein Bart, und das verleitete manche Recken dazu, ihn für unerfahrener zu halten, als er war. Ein fast immer tödlicher Fehler, denn Dietrich von Bern war eher mit dem Kriegshandwerk vertraut gemacht worden als mit dem Alphabet. Und zwar von einem Mann, der schon dem Gefolge seines Vaters vorgestanden hatte. Meister Hildebrand, der Geist des Schwertes, geübt in allen Finten des Kampfes mit bloßer und gewappneter Hand.

Hildebrand war der Sohn des Herzogs von Venedi, was viele mit Staunen zur Kenntnis nahmen, da sie es mit Venedig verwechselten. In Wirklichkeit aber war Hildebrand ein Sohn vom Stamme der Wenden, welche nur die Mönche in ihrem pfauenhaften Latein als die Venedi bezeichneten. Er war, mit einem Wort, ein Slawe. Hell an Haut und Haar, welches gekräuselt war wie Sägespäne, hatte er ein breites Gesicht und eine gerade Nase. So gerade wie der ganze

Mann. Rechtschaffen und besonnen, aber gewitzt und entschlossen, wenn es galt. Und es galt oft.

Mit dreißig Jahren trat Hildebrand vor seinen Vater und sagte: «Mir ist langweilig. Weit und breit ist keiner, mit dem ich meine Kampfkunst messen könnte. Mich dürstet nach Abenteuern und Schlachten mit anderen Helden. Denn nur wer umgeben ist von jenen, die ihm das Wasser reichen können, hat stets genug zu trinken.»

«Die Metapher scheint mir trüb, aber ich habe verstanden», sagte sein Vater. «Jedoch: Du hast eine Frau und ein neugeborenes Kind. Sie werden unglücklich sein.»

«Sie werden unglücklicher sein, wenn ich mein Lebtag mürrisch meine Wege ziehe.»

«Dann geh. Aber sag mir doch, wohin willst du?»

«Zu König Dietmar von Bern ins Lampartenland. Dort spielt die Musik.»

Hildebrand zog also zu König Dietmar und wurde dort herzlich aufgenommen. Wie es der Zufall wollte, suchte König Dietmar einen Lehr- und Waffenmeister für seinen Sohn Dietrich und setzte Hildebrand als solchen ein. Dieser mochte den gerade mal fünfjährigen Knaben, der ihm wie an Sohnes statt zur Bildung übergeben wurde. Er brachte ihm bei, nicht zu plärren, nicht zu mäkeln, sich den Schmerz zu verbeißen und es noch einmal zu versuchen. Er lehrte ihn, zwischen Schwachen und Feigen zu unterscheiden, und unterwies ihn in der Kunst, bis drei zu zählen. Er ermahnte ihn, sich nicht so wichtig zu nehmen, nicht länger zu reden, als andere zuhören können, und dabei zu bedenken, dass die meisten Menschen überhaupt nicht zuhören. Dann zeigte er ihm noch, wie der Mordhau und der Halbschwertstoß gehen und wie man sich verhalten muss, wenn man am Steigbügel hängend von einem durchgehenden Pferd fortgeschleift wird. Dietrich hörte also auf zu plärren und zu mäkeln und verbiss sich den Schmerz und versuchte es noch einmal, und so wurden die beiden Freun-

de. Sie wurden so enge Freunde, dass man keine Geschichte erzählen kann, in der sie nicht zusammen vorkommen. Fast scheint es, als habe Meister Hildebrand in Dietrich so etwas wie den Sohn gesehen, den er verlassen hatte, um der Held zu werden, als den ihn sein Sohn nie bewundert hätte, wenn er geblieben wäre. Hier beißt sich die Schlange des Schicksals in den Schwanz, aber nur so entstehen Legenden.

Eines Tages, Dietrich lebte nun schon sieben Jahre unter Hildebrands Obhut, ritten die beiden in den Wald, um zu jagen. Sie ließen die Hunde los, die das Wild aufstöbern sollten, und galoppierten hinterher, die Lanzen fest im Griff. Da brach ein Hirsch aus dem Dickicht, ein stolzer Achtzehnjähriger in der Pracht seiner Mannesjahre. Dietrich von Bern setzte ihm schon nach, als er plötzlich im Busch neben sich einen Zwerg entdeckte. Jetzt musste Dietrich sich entscheiden. Und weil ihm der Hirsch in seiner ganzen Herrlichkeit dann doch zu schade war, um als Hirschbraten zu enden, und ein Junge, der sich erst anschickt, ein Mann zu werden, sowieso lieber fängt als tötet, riss er sein Pferd herum. Der Zwerg versuchte eilends, in einer nahen Höhle unter einer Baumwurzel zu verschwinden, aber Dietrich warf sich auf die Seite des Pferdes, wie er es geübt hatte, um im Ritt verlorene Waffen aufzunehmen, und erwischte ihn gerade noch an der Kapuze.

«Herr», jammerte der Zwerg, «lasst mich frei. Ich bin nur ein einfacher Wald- und Wiesenzwerg, der weder Kunststücke kann noch Witze reißen.»

«Mir egal. Ich hab noch keinen Zwerg», sagte Dietrich, steckte den Zwerg in seine Satteltasche und ritt zu Meister Hildebrand zurück.

«Aber habt doch ein Einsehen, edler Ritter», barmte der Zwerg aus der Satteltasche hervor. «Ich bin wirklich zu gar nichts nütze.»

«Da mach dir mal keine Sorgen! Gleich morgen lade ich meine Kämpen zum Zwergenwerfen ein. Das wird ein Riesenspaß!»

Bei Hildebrand angekommen, zog Dietrich seine Beute am Nacken aus der Satteltasche. «Guck mal, was ich hier habe, einen Zwerg!»

«Das ist nicht irgendein Zwerg», sagte Hildebrand, «das ist Alberich, der Meisterschmied.»

«Ooch», schnaufte Alberich resigniert, «das war jetzt wohl nötig, oder? Gut. Ich bin Alberich. Wenn Ihr mich freilasst, soll es nicht Euer Schaden sein. Ich habe Kenntnis von Dingen, die Euch sehr nützlich sein könnten.»

«Wir hören!», sagte Dietrich.

«Ich weiß einen Schatz, doppelt so groß wie der Eures Vaters Dietmar. Er liegt in einer Höhle, die ich Euch zeigen werde. Dem Riesenpaar Hilde und Grim gehört der Schatz, aber das muss nicht so bleiben, wenn Ihr kühn und gut gewappnet seid. Grim ist zwar so stark wie ein ganzes Dutzend Männer, und sein Weib übertrifft ihn noch, aber mit dem rechten Schwert könntet Ihr vielleicht den Sieg davontragen.»

Dietrich zog frohgemut sein Schwert aus der Scheide und wedelte damit in der Luft.

«Na ja», sagte Alberich, «was ihr Menschen so Schwerter nennt. Die beiden Riesen könnt Ihr damit nicht beeindrucken. Das geht einzig mit Nagelring, einem Schwert, das ich selbst geschmiedet habe. Es ist ein Riesentöter, wie es keinen zweiten gibt. Das ist der Grund, warum die beiden Riesen es mir weggenommen haben. Aber ich will es Euch verschaffen, und dann könnt Ihr damit Euer Glück versuchen!»

«Worauf du einen lassen kannst», rief Dietrich. Meister Hildebrand hingegen wiegte bedächtig den Kopf.



«Ich höre nur könnte und vielleicht. Wir sollen dich also freilassen, damit wir im Gegenzug möglicherweise, unter Umständen, mit viel Glück und so weiter.»

«Ja, aber he», rief Dietrich, «das wäre doch sonst kein Abenteuer, wenn wir da reingehen, die beiden umhauen, ohne dass die auch nur Muff oder Meff sagen können, und uns dann mühelos den Schatz krallen.»

«Ich meine ja nur, Zwerge erzählen viel, wenn der Tag lang ist», erklärte Meister Hildebrand. «Wer weiß, ob uns da nicht noch anderes erwartet als nur zwei gewaltige Riesen.»

«Mein Meister hat recht», sagte Dietrich und nahm sich den Zwerg vors Gesicht. «Schwöre, dass du die Wahrheit sagst und uns dieses Schwert Nagelring verschaffst wie versprochen!»

Alberich schwor bei seinem Leben und versprach, das Schwert Nagelring zur neunten Stunde an den Eingang einer nahen Schlucht zu bringen. Erst dann ließ Dietrich ihn frei, und die beiden Recken vertrieben sich die Zeit mit der Jagd auf Auerhähne. Als sie am Abend zum vereinbarten Ort kamen, wartete Alberich schon auf sie. Er räumte ein paar Äste beiseite, und da lag es: ein Schwert, so blank und schnittig, wie die beiden noch nie eines gesehen hatten.

«Das ist Nagelring», sagte Alberich. «Ich habe es Hilde und Grim gestohlen. Man kann damit einen Riesen töten. Wenn man es kann. Wenn nicht, gehört es bald wieder Hilde und Grim. Dort oben am Berg ist ihre Höhle. Ich wünsch Euch Glück. Behaltet mich in guter Erinnerung, solange Euer Leben noch währt, denn wiedersehen werden wir uns gewiss nicht.» Kaum hatte er zu Ende gesprochen, verschwand der Zwerg zwischen den Steinen, und als Dietrich dahinter nachsah, fand er nichts, wo ein Zwerg sich hätte verstecken können.

«Die haben Tricks drauf, die Zwerge», meinte er. «Aber ist irgendwie auch klar. Sonst hätten die ja gar keine Überlebenschance.»

Gespannt kletterten Dietrich von Bern und Meister Hildebrand den Berg hinauf, bis sie zur Höhle kamen. Irgendwie hatte Dietrich gehofft, dass es nicht ganz so riesenhafte Riesen wären, aber als er vor der Höhle die mannsdicken, ausgerissenen Bäume sah, die dort zum Trocknen gestapelt lagen, schnürte er seine Brünne stramm und band den Helm fest. Dann nahm er das Schwert Nagelring in beide Hände, nickte Hildebrand zu und ging mit klammer Kühnheit hinein. Das Erste, was er sah, war der Riese Grim vor einem Höhlenfeuer, der in einer Kiste nach etwas suchte und es nicht fand.

«Suchst du vielleicht das hier?», rief Dietrich, wenn auch wenigerforsch, als er es vorgehabt hatte, und winkte mit dem Schwert. Grim entdeckte Dietrich, ließ die Suche sein, riss einen lodernden Baumstamm aus dem Feuer und schleuderte ihn gegen den Eindringling. Wie er diesem nun auswich, fragte sich Dietrich im kurzen Nasenwisch vorbeirauschender Holzglut, wieso er das Gefühl hatte, dass der Anfang der Geschichte fehlte. Denn eigentlich hätte der Riese ja erst nach dem Schwert suchen dürfen, sobald er seiner ansichtig wurde, und nicht schon vorher. Es sei denn, ihr Kommen wäre bemerkt worden, und das würde auch erklären, warum er nirgends die Riesin ...

In diesem Augenblick hörte Dietrich von Bern hinter sich ein Gerumpel und Geschrei. Er fuhr herum und sah, dass Meister Hildebrand von Hilde angefallen und umgerissen worden war. Jetzt lag er auf dem Boden, das Schwert noch in der Hand, aber unfähig, es einzusetzen. Die Riesin hatte eine Hand um Hildebrands Hals, und Dietrich sah, wie die Gesichtsfarbe seines Waffenmeisters ins Bläuliche wechselte. Fast wäre er ihm zu Hilfe geeilt, wenn er nicht in den weit aufgerissenen Augen seines Gefährten gesehen hät-

te, dass er sich zuerst um den Riesen Grim am Feuer kümmern müsse. Denn dieser schlug nun mit einem weiteren flammenden Baumstamm nach ihm. Links von ihm ging er nieder, also rollte Dietrich nach rechts, dann wieder nach links, kam auf die Füße, sah den Riesen noch gebeugt vom Niederschlag, lief sein Schienbein hinauf, als wär's eine Treppe, sprang auf seinen Rücken und schlug Grim, der sich gerade wieder erhob, den Kopf mitsamt der Zottelhaare ab. In seiner Not und Hast schlug Dietrich doppelt so gewaltig zu, wie das Schwert scharf war, und so mühelos glitt Nagelring, der Riesentöter, durch den Hals des Unholds, dass es Dietrich wie einen Schmied, dem man unversehens unterm Hammerschlag den Amboss wegzieht, gleich wieder von den Füßen riss, und er kobolzte vom Riesen hinunter, noch ehe dieser tot zu Boden fiel.

Am Eingang der Höhle lag Hilde auf Meister Hildebrand, der kaum noch röchelte. Dietrich lief hinzu und schlug der Riesin das Schwert aufs Haupt, dass sie in zwei Teilen nach links und rechts auseinanderbrach. Dann reichte Dietrich Meister Hildebrand die Hand und zog ihn hoch.

«Drecksweib, elendes», krächzte Meister Hildebrand, der eigentlich nicht so schnell aus der Fassung zu bringen war.

«Das tut mir leid, aber ich hab die auch nicht kommen hören», sagte Dietrich. «Das ist schon ganz schön heimtückisch, sich so anzuschleichen, während wir uns hier anschleichen. Und überhaupt: Wie kann etwas so Großes so leise sein?»

«Das fragten sich schon viele», war die Antwort, aber aus Meister Hildebrands Mund kam sie nicht. Dietrich hob seinen Blick vom Hals Hildebrands und sah, wie hinter diesem die Riesin Hilde, wie wunderbar zusammengewachsen, auferstanden war.

«Magie!», schrie Dietrich und schubste Hildebrand beiseite, den sich Hilde fast aufs Neue geschnappt hätte. Dies-

mal hieb Dietrich die Riesin nicht längs, sondern quer entzwei, doch noch ehe er begriff, was vor sich ging, war Hilde schon wieder zusammengefügt. Panisch drehte sich Dietrich nach Grim um, aber zu seiner Beruhigung lag dieser, Kopf vom Leib getrennt, an der Feuerstelle rum und rührte sich nicht.

«Was ist denn das?», rief Dietrich zu Hildebrand. «Wird das jetzt so ein Sisyphus-Ding?» Und säbelte die anrennende Riesin übellaunig schnaufend zum dritten Mal durch. Doch wie sie da lag, zerschnitten in Ober- und Unterteil, und sich schon wieder regte, rief Meister Hildebrand: «Tretet dazwischen! Das sollte den Zauber hindern!» Erst mit einem, dann mit dem anderen Fuß trat Dietrich zwischen die beiden Hälften der Riesin. Und tatsächlich: Zwar schienen sie sich noch zu begehren, aber sie bewegten sich nicht mehr aufeinander zu, und die Lebenskraft ward schwächer.

«Ihr Männer mit eurem Waffenwahn», stöhnte Hilde. «Hätte Grim nicht dieses dämliche Schwert gesucht, sondern sich rechtzeitig in den Hinterhalt gelegt, wie ich ihm riet, dann wäret ihr beide jetzt schon Mus!»

«Da ist was dran», meinte Dietrich, der das Schwert immer noch bereithielt.

«Er hätte wenigstens seinen Helm aufsetzen sollen», sagte die Riesin mit ersterbender Stimme, «dann hättest du halber Knabe ihm auch mit dem besten Schwert der Welt nicht den Kopf abschlagen können.»

«Hätte, hätte, Perlenkette. Aber verrate mir doch jetzt mal: Wie machst du das? Dass du wieder zusammenwächst?»

«Das möchtestest wissen», sagte Hilde und grinste verächtlich, aber dann sanken ihr die Mundwinkel, und sie war tot. Zur Sicherheit nahm Meister Hildebrand den unteren Teil und warf ihn ins Feuer.

«Da kann man mal sehen, wie wichtig es ist, rechtzeitig dazwischenzugehen», erklärte Dietrich und küsste sein

neues Schwert, bevor er es liebevoll in die Scheide schob. Dann suchten und fanden die beiden Recken in der Höhle den Schatz, von dem Alberich gesprochen hatte. Er war so groß, dass sie sich Säcke aus den zugeknöteten Hosenbeinen des Riesen machen mussten. Die Pferde konnten ihn kaum tragen. Und am Ende fanden sie in der Kiste, in der Grim nach dem Schwert Nagelring gesucht hatte, noch den wundersamen Helm, von dem Hilde gesprochen hatte. Dietrich nannte ihn Hildegim, um sein erstes echtes Abenteuer zu würdigen.

Als sie, so reich beladen, wieder heimwärts gingen, sagte Meister Hildebrand zu Dietrich eher mahnend als vorwurfsvoll: «Ich bin Euch zu Dank verpflichtet, aber ich muss Euch auch sagen, dass Ihr mich ebenfalls in zwei Teile hättet spalten können, als Ihr auf die liegende Riesin einschlugt. Und ich wäre nicht wieder zusammengewachsen!»

«Keine Bange», erwiderte Dietrich, «ich hatte das doch vorher genau berechnet!»

Dann lachten alle beide, weil es natürlich ausgemachter Quatsch war.

## Ein Raufbold aus Schwaben

Unweit der Burg Seegart im Schwabenland lebte der Pferdezüchter Studas, welcher seinesgleichen suchte und nie fand. Seine Pferde waren schnell wie der Wind. Das machte den Ritt angenehm windstill, wenn man mit dem Wind ritt, aber sehr stürmisch, wenn man in die Gegenrichtung wollte. Sein Stutengarten war so berühmt, dass man später den ganzen Ort Stuttgart nannte. Studas nun hatte einen Sohn, den man Heime rief. Nicht, weil er wirklich so hieß, sondern weil er alle Leute an den griesgrämigen Drachen Heime erinnerte, der einst in dieser Gegend gelebt hatte. Studas' Sohn Heime war klein und starrköpfig, aber außerordentlich gewandt und stark und streitlustig noch dazu. Überall wollte er der Erste sein, und die braven Schwaben hätten Heime sicher nur zu gerne den dicken Kopf zurechtgerückt, aber keiner konnte gegen ihn im Kampf bestehen. Das war schlecht, denn so wurde er noch überheblicher und mochte sich überhaupt nicht mehr für die Pferdezucht begeistern. Eines Tages nahm Heime sein Schwert Blutgang, das er mangels Vergleich für ganz vorzüglich hielt, holte Studas' bestes Pferd, den herrlichen Hengst Rispe, aus dem Stall und ging zu seinem Vater. Der sagte:

«Was machst du in diesem Aufzug hier? Warum bist du nicht beim Ausmisten?»

«Vater», sagte Heime, «ich bin kurzbeinig und kurzarmig, aber bevor ich auch noch kurzatmig werde, will ich was erleben.»

«Das lässt du schön bleiben», erwiderte Studas. «Erleben ist was für Leute, die nichts zu tun haben. Du wirst Pferdezüchter wie ich.»

«Nein. Ich werde immer in deinem Schatten stehen. Du bist der beste Pferdezüchter der Welt, und wenn ich selbst der beste Pferdezüchter der Welt würde, wäre ich nur so gut wie du. Das ist mir zu wenig.»

«Und wohin willst du gehen? Hä? Nach Wolkenkuckucksheim?»

«Nach Bern, übers Gebirge. Dort lebt Dietrich, der Sohn von König Dietmar. Von dem wird gesagt, er sei unbezwingbar. So wie ich. Zwei Unbesiegbare sind aber einer zu viel. Wir werden es ausfechten müssen.»

Studas griff sich an den Kopf.

«Deine Logik ist so krumm wie deine Beine. Dietrich von Bern ist stark wie zwei, und wenn er wütend wird, spuckt er Feuer. Er hat Hilde und Grim, die furchtbaren Riesen, erschlagen. Mit zwölf!»

«Ich bin siebzehn!»

«Aber nicht hier oben», sagte Studas und tippte sich an die Stirn. «Da bist du noch drei!»

Heime drehte sich wütend um, schwang sich auf Rispe und ritt davon. Studas brüllte noch: «Wenn du tot bist, krieg ich den Gaul aber wieder! Der ist für die Zucht!», aber Heime hörte ihn schon nicht mehr.

Ohne groß Rast zu machen, ritt Heime nach Bern und trat in die Halle, wo König Dietmar thronte, neben ihm sein Sohn Dietrich. Heime grüßte Dietmar kurz, dann wandte er sich an Dietrich.

«Alle reden davon, wie stark du bist. Niemand redet davon, wie stark ich bin. Das muss sich ändern. Hiermit fordere ich dich zum Zweikampf! Wenn du mich unterkriegst, kannst du mein Schwert Blutgang haben.»

Dietrich musterte den kleinen Schwaben vor ihm und blies sich eine blonde Locke aus dem Gesicht.

«Ich hab schon ein Schwert. Nagelring heißt es. Mit dem habe ich ganz gute Erfahrungen gemacht.»

«Du kannst zudem noch mein Pferd haben», ergänzte Heime, «und das würde ich mir nicht lange überlegen. Ich bin des Pferdezüchter Studas' Sohn. Was Besseres findest du nicht.»

Dietrich zeigte Unlust. Abenteuer zu suchen, war das eine, aber so ganz unerwartet zum Zweikampf herausgefordert zu werden, war das andere. Außerdem gab es bald Essen. Und unwillkommen sind alle Entscheidungen, die wir mit leerem Magen treffen sollen. Fragend blickte er erst zu König Dietmar, der es seinem Sohn freistellte, und dann zu Meister Hildebrand.

«Ihr solltet den Zweikampf annehmen», flüsterte Hildebrand, «allein schon, um etwaige Nachahmer abzuschrecken.»

«Ja, gut», erklärte sich Dietrich daraufhin, «ich nehme an. Aber dann muss es schnell gehen. Ich habe Hunger.»

Als Dietrich in prächtiger Rüstung auf den Kampfplatz geritten kam, stand Heime auf seinem Hengst Rispe schon bereit. Die Recken grüßten einander nach dem Brauch, doch unwirsch und ohne jede Grazie. Auf das Zeichen hin stürmten sie aufeinander los. Mit Sorge sah Meister Hildebrand, dass der Hengst Rispe wie ein Katapult in den Galopp sprang und der kurzbeinige Heime auf dem Ross stand, als wäre er ein Teil von ihm. Doch beim ersten Mal verfehlten sowohl Heimes als auch Dietrichs Lanze ihren Gegner. Beim zweiten Mal prallten die Waffen an den Schilden ab, aber wie sie es taten, ließ die anwesenden Ritter schon merklich zusammenzucken. Beim dritten Mal schließlich hatten die Kontrahenten Vorwissen genug. Die Speere trafen die Mitte der Schilde und zerbrachen. Die Recken sprangen aus den Sätteln und zogen ihre Schwerter. Dietrich, begierig, sein Schwert Nagelring an Heimes Rüstung zu erproben, stürmte auf Heime zu, doch der stellte seine kurzen Beine so breit und fest in die Erde, dass er selbst als Dietrich ihn schließlich traf, nicht wankte. Schild gegen Schwert, Schwert gegen Schwert hieben sich die beiden von Patt zu Patt. Egal, von welcher Seite Dietrich auf Heime einschlug, der stand, als hätte er drei Beine.



«Schont Eure Kräfte!», rief Meister Hildebrand. «Er will, dass Ihr Euch müde schlagt!» Dietrich sah sofort, dass nun die Zeit gekommen war, sein Material zu testen. Schon beim nächsten Gegenhieb von Heime wich er zurück. Gab sich geschwächt und täuschte sogar ein paar unsichere Schritte an. Als Heime, so ermuntert, auf ihn lossprang und zuschlug, ließ Dietrich schließlich seinen Schild sinken, und Heimes Schwert Blutgang ging wie der Blitz auf Dietrichs Helm nieder. Doch die Riesin hatte nicht gelogen. Mit einem grausigen Klingen zerbrach das Schwert. Heime, eben noch siegesgewiss, starrte zu Tode erschrocken auf den bloßen Schwertgriff in seiner Hand. Dietrich, kaum dass er die gesprungene Klinge zu Boden fallen sah, holte noch einmal tief Luft und warf Heime mit einem gewaltigen Fußtritt nieder.

Mit Dietrichs Schwertspitze zwischen den Augen erklärte Heime schließlich: «Nehmt mir das Leben und nehmt Euch mein Pferd!» Dann empfahl er seine Seele Gott und bat ihn um Vergebung für die Sünde der Eitelkeit. In der bangen Stille, die nun eintrat, ertönte plötzlich ein wildes Knurren. Und manch einer sagte später, hätte Dietrichs Magen nicht geknurrt, er hätte Heime wohl den Todesstoß gegeben. Aber so ließ Dietrich das Schwert sinken, tippte Heime kurz auf die Schulter und sagte: «Dein Pferd kannst du behalten. Worauf sollst du denn sonst reiten, wenn du zu meinem Gefolge gehörst?»

Heime, stolz und grimmig, wie er war, rappelte sich auf, ging auf die Knie und senkte knapp das Haupt zum Zeichen des Danks. Dann endlich nahm Dietrich seinen Helm ab, streckte ihn hoch in die Luft und rief den Anwesenden zu: «Ist das ein Helm, Leute? Ist das ein Helm?»

Alle jubelten. Nur ein kleiner Junge, der dem Kampf an der Hand seiner Amme gefolgt war, krächte: «Natürlich ist das ein Helm! Das weiß doch jedes Kind!»

## Das schärfste Schwert der Welt

Hoch oben auf Seeland, das einst die Riesen mit einem Pflug vom dänischen Festland abschnitten, lebte Wieland der Schmied. Er hatte einen Sohn, Witege mit Namen, den ihm Bödwild, die Tochter König Nidungs, geboren hatte. Schon als Witege fünfzehn Jahre alt war, sahen Wieland und jeder andere Mensch, der Augen hatte, dass sein Sohn ein überaus stattlicher Schmied werden würde. Wenn er denn Schmied werden würde ... Denn Witege weigerte sich trotz seiner großen Kraft, dem Vater zur Hand zu gehen.

«Den ganzen Tag sehe ich dich hauen und fechten, aber wenn du mal auf den Amboss schlagen oder ein Stück Eisen halten sollst, höre ich immer Ausreden», sagte Vater Wieland. «Aber nun ist die Zeit gekommen, da du was Rechtes lernen musst.»

Witege zog einen Flunsch und meinte: «Da sei Gott vor, dass ich mal mit einer Lederschürze in dieser Gluthitze stehe und mit dem Schmiedehammer auf irgendwas herumkloppe. Ich bin ja nicht nur eines Vaters Sohn, sondern auch einer Mutter, und deren Name ist Bödwild, was so viel heißt wie <Komm zum Kampf!> Wenn ich also schon auf etwas einschlage, dann sollen es Männer sein!»

«Ja, mein Sohn, aber im Gegensatz zum Eisen auf dem Amboss schlagen Männer auch mal zurück. Manchmal sogar mit Glück. Und Glück kannst du nicht lernen, nur schmieden. Wenn du bei mir in die Lehre gehst, verspreche ich dir, dass es keinen dritten Schmied auf dieser Welt geben wird, der das kann, was wir beide können. Jeder will eines Meisterschmiedes Freund sein.»

«Ich will nicht geliebt, ich will gefürchtet sein», sprach Witege. «Ich gehe ins Lampartenland, zu König Dietmar. Sein Sohn Dietrich ist genauso alt wie ich, aber hat schon viele starke Ritter und sogar Riesen besiegt. Den will ich zum Zweikampf fordern.»

Wieland seufzte und führte Witege in seine Schmiede. Er kroch unter den Schmiedebalg und holte dort ein Schwert hervor, das er nie einem anderen als seinem Sohn überlassen hätte.

«Das ist Mimung. Für seinen Stahl habe ich drei Riesen-seeadler am anderen Ende der Welt in ihren Felsenhorsten mit Eisenspänen gefüttert, dann fleißig ihren Kot gesammelt, diesen nun geschmolzen, gehärtet, zerrieben und wieder verfüttert, insgesamt dreimal hintereinander.»

«Auch ein Grund, warum ich kein Schmied werden will», sagte Witege.

«Ja, aber nur so wurde es der härteste und leichteste Stahl, den je ein Mensch in der Hand führen wird. Es ist ein Schwert, das jeden Mangel an Erfahrung wettmacht. So leicht zu führen, dass es in einem Schwung fünf Arme von Händen trennt, die nach der Waffe greifen. So scharf, dass der Getroffene noch lacht über den scheinbar vergeblichen Streich, bevor er niederfällt.»

Als Witege es probeweise durch die Luft schwang, sang es so laut und schrill den Tod, dass sich alle im Dorf zu Boden warfen, weil sie meinten, es kreisten Harpyien über ihnen.

«Ach du Scheiße», sagte Witege.

«Vogelscheiße», sagte Wieland, und beide lachten.

Nun gab Wieland seinem Sohn den Hengst Schimming, den er einst von einer Meerfrau bekommen hatte. Witege schwang sich in voller Rüstung hinauf, ohne den Steigbügel zu benutzen, was sein Vater mit einem anerkennenden Blick quittierte. Der Wahrheit zuliebe sei gesagt, dass Witege es Hunderte Male vorher geübt hatte, um genau diesen Eindruck zu schinden, denn wie allen Kindern viel beschäftigter Eltern ging es Witege vor allem um Aufmerksamkeit.

Die schenkte ihm jetzt auch seine Mutter Bödwild, die herbeikam, um ihn zu verabschieden. Sie drückte ihm verschämt drei Mark Gold in die Hand. Witege sagte betreten:

«Mutter!» Aber Bödwild meinte zärtlich: «Falls mal was ist!»

Wieland begleitete Witege noch ein Stück und gab ihm eine Reihe von Tipps und Hinweisen, die Witege schon vergessen hatte, als Wieland sie aufzuzählen begann.

Der Weg ins Lampartenland war lang. Viele Tage ritt Witege durch Marschen und Heiden, durch Eichenwälder und Haselnussgestrüpp. Als er endlich in das Gebirge kam, das Norden und Süden trennte und hinter welchem das heiß-ersehnte Bern lag, versperrte ihm ein reißen-der Fluss den Weg. Jetzt rächte es sich, dass Witege seinem Vater nicht genauer zugehört hatte, denn dieser hatte ihm eine Furt bezeichnet, an der man das strömende Wasser in Hüfthöhe durchqueren konnte. Er ritt eine ganze Weile den Fluss auf und ab, ohne jedoch eine Stelle zu finden, die einer Furt auch nur nahekam. Verdrossen sprang Witege vom Pferd, band es an einen Baum und entledigte sich seiner Rüstung und der Waffen, die er sorgsam unter Zweigen und Laub versteckte. Dann stieg er selbst in den Fluss, um die Furt zu suchen.

Während er tastenden Fußes über den Kieselgrund stak, hörte er plötzlich Hufgetrappel und Männerstimmen. Drei Männer kamen das Ufer entlanggeritten. Als sie Witege sahen, rief einer von ihnen: «Wenn das mal kein Zwerg ist, der hier durch den Fluss schwimmen will!» Da meinte der Zweite: «Den fangen wir. Vielleicht ist es Alberich, der Meisterzwerg, und wir können von ihm ein schönes Lösegeld erpressen oder wertvolles Schmiedezeug!»

Sie ritten näher, sprangen ab, warfen Steine und wollten schon mit ihren Lanzen nach Witege langen, als dieser rief: «Hört mal auf mit dem Scheiß! Lasst mich raus, dann werdet Ihr schon sehen, ob ich ein Zwerg bin.»

Die Ritter ließen also von ihm ab, und Witege stieg langsam stapfend aus dem Fluss. Die Gesichter der drei wurden

denn auch lang, und zwar mindestens so lang, wie Witege brauchte, um aus dem Wasser zu kommen. Denn Witege war, wie gesagt, von stattlicher Statur, und es gab keine Stelle seines Leibes, die nicht stattlich war, selbst jetzt nach dem kalten Bad im Gebirgsfluss.

«Herrgott! Wer bist du?», fragte einer der Ritter, der kräftig, aber kurzbeinig war. Es war Heime, denn vor Witege standen keine anderen als Meister Hildebrand, Heime und Herzog Hornboge, die auf dem Heimritt nach Bern waren. Witege, der das nicht wissen konnte, fand es geraten, seinen Namen und seine Herkunft nicht im unbekleideten Zustand preiszugeben.

«Das ist keine Frage, auf die ich nackt antworten werde», sagte Witege, und Meister Hildebrand zeigte Heime ein Gesicht, dem dieser entnehmen konnte, dass er in unschicklicher Weise vorgeprescht war. Witege entfernte sich also ins Gebüsch und schnürte sich, so schnell es ging, in seine Rüstung. Dann trat er wieder vor, in vollem Harnisch, so neu und glatt und prächtig, dass sich Dietrichs Mannen gleich noch mal ein bisschen schlecht fühlten.

«Ich komme aus Seeland. Meine Mutter entstammt einem edlen Geschlecht, sie ist die Tochter König Nidungs, und mein Vater ist Wieland, genannt der Schmied. Ist 'ne komplizierte Geschichte, wie die beiden zusammengekommen sind. Ich will nach Bern, zu König Dietmar, um seinen Sohn Dietrich zum Kampf zu fordern.»

Heime wollte etwas sagen, aber Meister Hildebrand gebot ihm mit einer Geste zu schweigen, und zwar einer, in der überdies zu erkennen war, dass Heime auch zu allem, was er jetzt hören werde, schweigen solle.

«Zeit wird's», entgegnete Meister Hildebrand denn auch listig, der noch keinen Jüngling von solcher Statur und Ausstattung gesehen hatte und Arges für seinen Herrn befürchtete, «dass einer dem übermütigen Dietrich mal die Flügel stutzt. Er hält sich ja mittlerweile für sonder was. Wir rei-

ten auch nach Bern. Lass uns zusammen reisen! Vielleicht können wir dir was raten, wenn du uns erzählst, wie und womit du diesen hochnäsigen Königssohn besiegen willst!»

Witege, der ja auf dem platten Land, fernab aller städtischen Ränke und Verstellungen, groß geworden war, fand das prima. Kaum ein paar Tage geritten, und schon hatte er drei Waffenfreunde.

«Also, ich bin Witege», sagte er. Meister Hildebrand sann einen Moment nach und erklärte dann, er sei Boltram, Sohn des Herzogs von Venedig, wies dann auf Heime und ergänzte, hier neben ihm sei, sag noch mal schnell, Dings, Sistram, Heribrands Sohn, und der Dritte im Bunde sei ... Herzog Hornboge. Herzog Hornboge trat sofort hinter Meister Hildebrand und zischte ihm ins Ohr, was das solle, dass Hildebrand sich und auch Heime mit ausgedachten Namen vorstelle, er aber mit dem richtigen genannt werde.

«Mir ist in der Eile kein dritter Ersatzname eingefallen», fauchte Meister Hildebrand zurück, «außerdem bist du nicht so bekannt wie wir beide.»

«Ich bin bekannt.»

«Aber nicht so bekannt.»

«Doch. Ich bin sogar ziemlich bekannt.»

Genervt trat Meister Hildebrand vor und zeigte auf Herzog Hornboge.

«Bester Witege! Herzog Hornboge kennt Ihr bestimmt schon. Sein Name hat in vielen Ländern einen guten Klang.»

Witege schüttelte den Kopf. «Nein, nie gehört.»

«Ich bitte Euch. Herzog Hornboge ist auf beiden Seiten der Berge bekannter als etwa ... Meister Hildebrand.»

«Tut mir leid. Meister Hildebrand, klar, den kennt jedes Kind, aber den Herzog Horn..., wie war noch mal der Name ... Wie auch immer, ich freue mich, Euch kennenzulernen.»

Meister Hildebrand schlug vor, einander die Schwurbruderschaft zu schwören, wie es wahre Ritter nun mal täten.

Witeges Augen begannen zu leuchten. Dass er gleich bei der ersten Begegnung, ohne jedes Verdienst, ein so inniges Band mit Herren von Rang eingehen würde, hatte er sich nicht im Traum vorgestellt. Hildebrand forderte also Witeges Hände, legte die seinen hinein und sprach das Gebet, dass sie einander helfen und lieben würden, wie die heiligen Apostel Petrus und Paulus einander geholfen und geliebt hätten. Dies taten nachher auch Heime und Herzog Hornboge.

Als sie wieder auf die Pferde stiegen, ließ es sich Meister Hildebrand nicht nehmen, dem Herzog zuzuraunen: «So viel zur Bekanntheit, mein lieber Hornboge.»

Gemeinsam ritten sie zur Furt, die an der breitesten Stelle des Flusses zu finden war, weil, wie Meister Hildebrand erklärte, die meisten Furten an den breitesten Stellen zu finden seien. Witege, der von seinem Vater nicht den simpelsten Rat angenommen hatte, staunte, nickte und fühlte sich bestens belehrt und unterrichtet. Sie durchquerten den Strom und ritten ein paar Meilen, bis sie an einen Scheideweg kamen.

«Jetzt müssen wir uns entscheiden», sagte Meister Hildebrand. «Der rechte Weg dauert etwas länger und führt durch holpriges Terrain, aber er ist gefahrlos und sicher. Der linke geht geradewegs auf Bern zu, führt aber leider über eine Brücke mit einem Kastell davor, in dem zwölf Räuber hausen. Sie nehmen jedem Pferd und Waffen ab, und man kann froh sein, wenn man mit seinem Leben davonskommt. Ich denke, wir nehmen den langen, unbequemen Weg und weichen den Räubern großräumig aus.»

Witege sah das anders. «Zwölf Räuber gegen vier Ritter? Das sind drei für jeden. Sollte für uns Waffenbrüder kein Problem sein.»

«Junger Mann», erklärte Meister Hildebrand, «das sind keine dahergelaufenen Strauchdiebe, sondern wilde Krie-

ger. Sogar Dietrich von Bern hat sie bislang nicht vertreiben können.»

«Jetzt bin ich aber ein bisschen enttäuscht von Euch», meinte Witege, «hier, hallo, Herzog Hornboge, Euer Name wird doch wohl sicher nur deswegen so bekannt sein, weil Ihr ihn mit dem Blut Eurer Feinde geschrieben habt?»

Herzog Hornboge machte eine verlegene Grimasse, weil er wohl seinen Namen verteidigen, andererseits Meister Hildebrands so offensichtlichen Plan nicht vereiteln wollte. Heime sprang ihm bei: «Wir sind lange unterwegs. Warum ohne Not Streit suchen? Wir reiten einen Tag länger und halten ein Schwätzchen. Das ist doch besser, als sich mit diesen kranken Typen da vorne einzulassen.»

Witege verdrehte die Augen. «Was seid Ihr denn für Sonntagsritter? Ich reite da jetzt mal hin und sprech mit denen. Die werden ja wohl so viel Anstand besitzen und einem landfremden Mann den Weg freigeben.»

Witege gab seinem Schimming die Sporen und galoppierte munter in den Hohlweg. Die drei sahen ihm mit großen Augen und schmalen Mündern hinterher. Heime meinte: «Das war's. Eigentlich können wir weiterreiten.»

Aber Meister Hildebrand wollte noch warten, bis er mit eigenen Ohren gehört hätte, dass dieser allzu stattliche Jüngling mit der allzu stattlichen Ausrüstung von den Räubern in Stücke gehackt worden sei. Witege indessen hatte fast schon die Brücke erreicht, als ihm drei der Räuber entgegenritten.

«Grüßt euch, edle Brückenwärter», sprach Witege mit erhobener Hand, «ich komme von fern und bin ein Fremdling in diesem Land! Gerne zahl ich euch einen Silberpfennig für eure Mühe bei der Brückenwacht!»

«Klappe! Absteigen! Ausziehen!», rief der Vorderste der Räuber. «Wir brauchen deine Rüstung, deine Waffen und dein Pferd. Dazu hacken wir dir noch die Hände ab und rei-



ßen dir die Zunge raus, damit du später nicht irgendwelche miesen Gesten machst oder schlecht über uns redest!»

Witege setzte sich gerade auf und spreizte die Beine im Sattel, zum Zeichen, dass er seinem Pferd eher die Sporen zur Attacke geben werde, als es zur Flucht zu wenden.

«Wenn das eine Drohung sein soll, dann habt ihr aber in der Schule nicht aufgepasst, als Drohen und Einschüchtern dran waren», sagte Witege. «Wer, bitte schön, überlässt euch Rüstung und Waffen, nur um sich dann verstümmeln zu lassen? Damit macht ihr doch selbst einen kleinen Krämer zum rasenden Berserker. Seid ihr so heiß auf maximalen Widerstand?»

Die Räuber, die Rückfragen nicht gewöhnt waren und außerdem die imposante Gestalt Witeges mitsamt seiner Rüstung langsam in Augenschein genommen hatten, wurden plötzlich von Unschlüssigkeit heimgesucht. Unter schlecht artikulierten Flüchen drehten sie um und ritten zum Kastell zurück, um sich mit ihrem Räuberhauptmann zu beraten. Der beschloss, nicht lang zu fackeln und mit allen zwölfen anzurücken.

«Ihr habt gehört, was wir fordern», verkündete der Räuberhauptmann, «Rüstung, Waffen, Pferd, dazu Hand und Zunge, aber wenn du keine langen Zicken macht, sind wir gnädig und lassen dich nackt von dannen ziehen!»

«Ihr seid allesamt echt schlecht im Verhandeln», erwiderte Witege. «Kein Wunder, dass ihr Räuber werden musstet. In jedem anderen Beruf ist man mit so einer sinnlosen Taktik ja sofort unten durch. Ich zeig euch mal, wie das geht: Also, ihr gebt den Weg frei und braucht dafür im Gegenzug – Achtung, jetzt kommt das Angebot! – nicht sterben. Das ist quasi Weiterleben für lau. Da fällt die Entscheidung leicht, oder? Weg freigeben, mal kurz beiseitereiten, ist schnell gemacht, kost' nix, und für diese kleine Geste wird das ganze Füllhorn des Lebens über euch ausgeschüttet: heute Abend schön am Feuerchen sitzen, viel-

leicht ein Schläuchlein Wein austrinken, ein Hühnchen verputzen und morgen ausgeschlafen in einen neuen Tag, dem viele andere folgen werden, alles nur», jetzt wurde Witege erheblich lauter, «für einmal kurz die elenden Mähren und Klappergäule aus dem Weg nehmen, die schmutzigen Finger von den Schrottschwertern lassen und vielleicht noch mal höflich grüßen, falls die Huren und Bastarde, von denen ihr abstammt, euch so was beigebracht haben!»

«Zieht blank!», schrie da der Hauptmann, dem Wut und Hass die Stimme heiser machten, und ritt mit gezogenem Schwert auf Witege zu. Die anderen zehn ihm hinterdrein. (Einer blieb zurück, weil er das Angebot «Weg frei – Weiterleben» tatsächlich zu begrüßeln versuchte.) Witege, der es bis zu diesem Tag noch nie mit derart ernst gemeinten und hasserfüllten Hieben und Schlägen zu tun bekommen hatte, brauchte einen Moment, um festen Sitz im Sattel und einen harten Schildarm zu bekommen. Aber dann war er links und rechts den Schwerthieben gewachsen, die nun auf ihn niedergingen. Mimung, leicht und scharf wie kein zweites Schwert auf der Welt, trotzte den Streichen, und als Witege nach dem verfehlten Hieb eines Räubers mehr zur Abwehr denn zum Angriff zweimal auf denselben einschlug, fiel dem erst der Arm ab und dann auch noch der verwundet hinterherblickende Kopf. Ein Vorgang, der nun auch seinen Kumpan neben ihm so irritierte, dass Witege ihm im nächsten Augenblick den Oberschenkel von der Hüfte trennte. Nicht gewohnt, mit nur einem Bein im Steigbügel zu stehen, fiel er vom Pferd. Witege, jetzt doch sehr ermuntert von den Fähigkeiten seines Schwertes, schlug gleich darauf zur anderen Seite, wobei er einem Pferd den Hals durchschnitt, sodass sein Reiter für die Dauer eines kurzen Schocks ungewohnt freie Sicht voraus hatte, bevor er mit dem Rest des Tiers niederstürzte. Die Attacke erstarb, und ein Umdenken setzte unter den Räubern ein.

Meister Hildebrand, Heime und Herzog Hornboge hörten ein paar hundert Meter entfernt das Schwertergeklirr verebben. «Das ging ja schnell», sagte Heime zu Hildebrand, «vielleicht war er doch nicht so ein gefährlicher Gegner für Dietrich, wie Ihr meintet.»

«Er sah jedenfalls nach mehr aus», stimmte Hildebrand nachdenklich zu.

Dann aber ging der Kampfeslärm drüben weiter. Nur diesmal fehlte das Geräusch gekreuzter Klingen. Stattdessen drangen dumpfe Hiebe und entsetzliche Schmerzensschreie an die Ohren der Wartenden.

«Ich kann mir so was nicht anhören. Lasst uns hinüberreiten und Witege zur Seite stehen», forderte Meister Hildebrand schließlich.

«Wir sollten erst einmal nachsehen, wie es läuft», meinte Heime. «Wenn er siegt, kommen wir hinzu, damit wir nicht wie Feiglinge wirken. Wenn er aber unterliegt, so sollten wir uns nicht weiter einmischen. Es war seine Entscheidung.»

«Das geht mir gegen die Ehre», sagte Hildebrand, der sich allerdings eingestehen musste, dass sein feines Ohr ihm schon zugeflüstert hatte, dass die vielen Schmerzensschreie nicht aus einem, sondern aus vielen Mündern schallten, als sei ein Fuchs zwischen die Hühner gefahren. Und Hildebrand war sich beinahe sicher, dass der Fuchs den Namen Witege trug.

Als sie langsam Richtung Brücke trabten, kam ihnen ein Räuber, dem die obere Hälfte fehlte, auf einem blindlings davongaloppierenden Pferd entgegen. Die Brücke war frei. Witege saß auf seinem Ross, das zwischen sechs Leichen tänzelte, und wischte sein Schwert sauber.

«Habt Ihr die halbe Portion Räuber gesehen, die an Euch vorbeipreschte? Der dachte erst, der Streich hätte ihn verfehlt. Ging aber mittendurch. Die anderen sind leider alle auf und davon, sonst hätte ich Euch das noch mal vorge-

führt!» Witege schwang begeistert sein Schwert in der Luft, dass es kreischte wie hundert Möwen über einem Heringschwarm, dann schob er es in die Scheide.

Herzog Hornboge sah entgeistert zu Heime, und Heime holte einmal sehr tief und sehr bedeutend Luft. Meister Hildebrand hingegen flüsterte, starren Auges auf die toten Räuber: «So eine Waffe habe ich mein Lebtag nicht gesehen, noch habe ich davon gehört. Der junge Berner ist in großer Gefahr!»

Meister Hildebrand kreuzte auf seinem Pferd behutsam zwischen den Leichen und warf lange Blicke auf die Wunden. Und was Hildebrand sah, gefiel ihm gar nicht. Schließlich fand er seine Fassung wieder und erklärte leutselig, nach so einem fulminanten Sieg sei es wichtig, ein bisschen runterzukommen und die Eindrücke zu verarbeiten. Sicher sei das Räuberkastell voller Speis und Trank. Er schlage vor, zu rasten und die Nacht hier zu verbringen. Tatsächlich fanden sich in der Burg Speck und Grütze und ein Bottich trüben Bieres. So schlugen sich die Ritter die Wänste voll und legten sich nieder. Doch Meister Hildebrand blieb lange wach. Er grübelte. Witege war wohl ein kräftiger und gewandter, aber noch kein besonders raffinierter Kämpfer. Bedenklich war nur, dass sein Schwert alles um ihn herum in Butter verwandelte. Wenn er nur ein einfaches Schwert führte, könnte Dietrich ihn wohl niederhalten, dachte Hildebrand. Der Mond stand hoch, und draußen zerrten die Wölfe knurrend an den Kadavern, als Meister Hildebrand schließlich zu Witege schlich und dessen Schwert gegen seines tauschte.

Am nächsten Morgen sagte er zu Witege: «Lieber Witege! Jetzt, wo du uns gezeigt hast, was für ein Recke du bist, können wir uns nicht länger verstellen. Die Männer, mit denen du seit zwei Tagen reitest, sind keineswegs irgendwelche Boltrams oder Sintrams. Um die Wahrheit zu sagen:

Ich bin Meister Hildebrand, der Waffenmeister Dietrich von Berns, und das ist der gewaltige Heime, und das ist ...»

«Oh, das ist ja listig. Deswegen kannte ich auch diesen komischen Herzog Hornboge nicht», rief Witege erstaunt.

«Also, nun ja», quälte sich Meister Hildebrand, während der Herzog neben ihm zu kochen begann, «Herzog Hornboge gibt es wirklich. Und eigentlich kennt man ihn. Vielleicht nicht überall. Aber ... im kleinen Kreis schon. Wie auch immer, dein Kampfesmut hat uns alle schwer beeindruckt. Dietrich von Bern wird diese Ruhmestat nicht unbelohnt lassen.»

Die vier Waffengeführten stiegen auf die Rösser und ritten weiter. Als sie einen zweiten Fluss erreichten, sahen sie, dass die geflohenen Räuber die einzige Brücke zerstört hatten und die Recken vom anderen Ufer schmähten und verlachten. Witege zögerte nicht lang, nahm mit seinem Pferd Schimming gehörigen Anlauf und sprang zum Entsetzen der Räuber über den Fluss. «Das kann ich auch», meinte Heime darauf, hieß seinen wunderstarken Apfelschimmel Risper ein paar Schritte rückwärts gehen und setzte nach kurzem Galopp über den Fluss. Nun wurde den fünf übrig gebliebenen Räubern klar, dass sie nichts mehr zu verlieren hatten. Mit dem Mut der Verzweiflung stürzten sie sich zuallererst auf Witege, da Heime sich deutlich abseits hielt.

«Was ist mit dir?», rief Witege Heime zu. «Zieh dein Schwert und kämpfe an meiner Seite wie ein Schwurbruder!»

Heime aber antwortete: «Immer langsam. Ich will erst mal sehen, ob du wirklich so ein tolldreister Degen bist.»

Als Hildebrand dies hörte, wurde ihm klar, dass Witege nun merken würde, dass sein Schwert vertauscht war. Also versuchte er, gleichfalls über den Fluss zu springen, landete jedoch im Wasser und musste eilends an Land schwimmen, um Witege beizustehen. Wie ein Besessener preschte er an ihm vorbei und begann, auf die Räuber einzuhacken,

als hätten sie seine Mutter geschändet. Witege schaffte es gerade, «Aber Mei...» zu rufen, als schon alle fünf tot am Boden lagen.

«Tut mir leid, bester Witege», erklärte Meister Hildebrand, erleichtert, dass Witege keine Gelegenheit gehabt hatte, den Tausch der Schwerter zu bemerken. «Aber nach deinem Meisterstück von gestern musste ich mir mal beweisen, dass ich noch nicht zum alten Eisen zähle.»

Dietrich von Bern saß beim Essen, als ihm die Rückkehr seiner Männer gemeldet wurde. Er wischte sich den Mund mit dem Ärmel sauber, dann ging er sie begrüßen. Neben den dreien stand jedoch einer, den er nicht kannte. Dietrich hatte den Seinen kaum den Willkommenskuss gegeben, als der Fremde ihn schon ansprach:

«Ihr seid offenbar Dietrich von Bern! Nun, ich komme aus dem fernen Dänemark ...»

Inmitten von Rittern und Knappen, die ihr Erschrecken kaum zu verbergen wussten, wandte Dietrich fassungslos sein Gesicht dem Fremden zu.

«Aus Dänemark, wo man keine Manieren hat? Aus Dänemark, wo man nicht weiß, dass es dem Hausherrn zusteht, das erste Wort an einen Fremden zu richten?»

Witege zuckte mit den Schultern und rümpfte die Nase, zum Zeichen, dass er dies als nebensächlich erachte.

«Ich komme aus dem Land, wo man die Geschichten über Eure Unbesiegbarkeit nicht glauben mag. Ich bin hier, um Euch zum Zweikampf zu fordern. Meine Name ist Witege, und das ist mein Handschuh!»

Mit diesen Worten warf er Dietrich einen silberverzierten Handschuh zu Füßen, worauf eine kleine Welle des Tuschelns und Kopfschüttelns durch die Anwesenden ging. Dietrich, der es schon nicht leiden konnte, vom Essen fortgerufen zu werden, entdeckte, dass es ihn mit noch größerem Hass erfüllte, wenn er mit vollem Bauch zum Duell her-

ausgefordert wurde. Er atmete schwer, und Männer, die ihn besser kannten, machten sich bereit, ihn von einem unwürdigen Faustkampf abzuhalten.

«Ich werde dafür sorgen, dass sich noch etwas anderes herumspricht in allen Ländern zwischen den Meeren! Nämlich dass jeder Dahergelaufene, der mich zum Zweikampf fordert, dies am Galgen büßt!»

«Ich bitte Euch, Herr», sagte leise Meister Hildebrand. «Wählt Eure Worte! Er mag dreist sein, aber er ist der Sohn einer Königin. Auch ist Euer Sieg nicht so sicher, wie Ihr meint. Witege ist ein furchtloser Kämpfer. Ich habe es mit eigenen Augen gesehen.»

Dietrich krallte seine Hände in die Oberarme seines Lehrmeisters.

«Wie könnt Ihr für diesen Rüpel eintreten? Ich weiß, Ihr habt diese Vermittlungsmacke und wollt immer, dass alle bis drei zählen. Aber heute bemüht Ihr Euch umsonst.»

Eine Stunde später war der Turnierplatz mit allem Volk gefüllt, selbst mit denen, die nicht mehr laufen konnten oder blind waren. Spiegelfunken huschten über die Zuschauer, wo immer Dietrich sich in seiner silbernen Rüstung auf seinem schwarzen Ross zeigte. Aber auch Witege auf seinem Hengst Schimming sah nicht übel aus. Und manch einer meinte sogar, Witege ähnele in Haltung und Schwung dem ganz jungen Dietrich, als dieser noch frisch und frank und von keinem Kampf verhärtet gewesen sei.

Die Kontrahenten legten ihre Lanzen ein und sprengten gegeneinander an. Witeges Schild wehrte Dietrichs Lanze ab, und Witeges Lanze stieß in Dietrichs Schild hinein, blieb stecken und brach, sodass keiner von beiden aus dem Sattel geworfen wurde. Wenn Dietrich nun angenommen haben sollte, dass Witege wegen seiner zerbrochenen Lanze einem zweiten Anrennen ausweichen würde, so sah er sich getäuscht. Im Gegenteil. Witege gab seinem Schimming erst recht die Sporen, und als Dietrichs Lanze Wite-

ges Schild fast erreicht hatte, hieb er sie einfach mit dem Schwert entzwei. Das Kunststück verursachte großes Rausen im Rund. Beinahe rasend angesichts dieser Anerkennung für den Fremdling, stieg Dietrich vom Pferd, um Witege im Kampf Schwert gegen Schwert zu besiegen. Witege sprang ebenfalls vom Pferd, doch um einiges jugendhafter. Er schwang das rechte Bein über den Sattelknauf, und schon stand er neben seinem Ross. Sie zogen die Schwerter und kreuzten die Klingen. Sogleich merkte Dietrich, dass Meister Hildebrand nicht umsonst Respekt für diesen Gegner eingefordert hatte. Hieb für Hieb lagen die beiden Streitenden gleichauf. Doch dann suchte Witege die Entscheidung, wagte einen besonders kühnen Ausfall und schlug Dietrich sein Schwert mit aller Macht aufs Haupt. Zu Witeges fürchterlicher Überraschung zerbrach nicht der Helm, sondern sein eigenes Schwert. Verzweifelt warf er es in den Staub und rief: «Schande über dich, Vater Wieland! Schande über mich, der ich deinen Künsten vertraut habe! Ein schlechtes Schwert hast du geschmiedet!»

Dietrich indessen fragte sich nach diesem letzten ungeheuren Schlag auf seinen Helm Hildegrip, wer er überhaupt noch mal war und warum er von der Welt nur einen schmalen Ausschnitt sah. Über den Turnierplatz wankend, erwog er unter Zweifeln, ob er Dietrich von Bern sei, der durch ein Visier starrte. Erst als er Witege erblickte, der, das zerbrochene Schwert zu Füßen, hilflos dastand, kehrten die versprengten Lebensgeister zurück. Dietrich von Bern packte sein Schwert mit beiden Händen und rannte auf Witege zu, um ihm den Kopf abzuschlagen.

In diesem Moment sprang Meister Hildebrand zwischen die beiden. «Dietrich! Haltet ein und bedenkt, was für einen Kampf dieser Mann Euch lieferte. So einem Recken seid Ihr noch nicht begegnet. Ein Dutzend Räuber am Brückenkastell im Lyrawald hat er ganz allein erschlagen. Schenkt ihm



das Leben und nehmt ihn in Euer Gefolge auf! Er wird es Euch mit großen Taten danken!»

«Nein, nein, mein Freund», schnaufte Dietrich wutentbrannt, «hier sind mir in letzter Zeit zu viele übergeschnappte Glücksritter zum Zweikampf aufgelaufen. Irgendwann hat die Großmut mal ein Ende. Geht mir aus dem Weg, sonst haue ich Euch zuerst in Stücke!»

Meister Hildebrand sah, dass er Dietrich nicht umstimmen würde. Er hatte seinen Herrn schützen wollen, als er die Schwerter vertauschte, doch angesichts von Dietrichs starrsinniger Wut wurde ihm die Last dieser List nun doch zu groß.

«Gut», meinte Hildebrand erbittert, «dann soll das Kind bekommen, wonach es schreit.»

Er zog Mimung hervor und warf das Schwert Witege zu, der gar nicht verstand, was vor sich ging.

«Verzeiht mir, wenn du kannst, bester Witege», sagte Hildebrand, «ich habe in der Nacht im Kastell dein Schwert mit meinem vertauscht, weil ich um Dietrichs Leben fürchtete. Aber jetzt, wo er dir die Gnade verwehrt, mag er selber sehen, welche Waffen Wieland schmiedete.»

Witege hatte Mimung kaum in der Hand, als er schon den ersten Hieb Dietrichs empfing. Er hielt ihm stand, doch als er seinerseits auf Dietrichs Schild einschlug, brach diesem gleich ein Stück heraus. Zehn Hiebe später trug Dietrich fast keinen Schild mehr am Arm, sondern nur noch einen Riemen mit einem Stückchen Holz. So ein Schwert hatte die Welt noch nicht gesehen!

«Vergib mir, Vater Wieland», rief Witege in den Himmel, wo die Wolken gen Norden zogen, «vergib mir jedes böse Wort!»

Dietrich, nun fast ohne Schutz, konnte sich der Schläge kaum erwehren, noch konnte er die Streiche zurückgeben, um sich etwas Luft zu verschaffen. Schon war ihm die Brünne an mehreren Stellen zerschlagen, und Blut floss aus der

Rüstung. Verwundet an Arm und Bein, Leib und Schultern, wich er stolpernd vor dem nahen Tod zurück, bis er schließlich fiel.

«Genug», hörte man da die Stimme König Dietmars, der, nur mit einem roten Schild bewaffnet, zwischen die Streitenden trat. «Der Sieg gehört dir, Witege! Du hast bekommen, was du wolltest! Lass den Kampf nun enden, und ich will dich reich beschenken!»

«Nichts da», keuchte Witege, «wo wart Ihr, als Euer Sohn mir den Kopf abschlagen wollte?» Da raufte der greise König sein Gewand, um vor Witege auf die Knie zu gehen, und die Mütter hielten ihren Kindern erschrocken die Augen zu, damit sie nicht sahen, wie ein Mann von so viel Macht und Autorität sich erniedrigte.

«Vergelte nicht Gleiches mit Gleichem. Beweise, dass du ein Ritter von wahrhaft edler Gesinnung bist!»

Witege ließ das Schwert durch die Luft kreischen.

In diesem Moment griff eine Hand nach Witeges Arm. Es war Meister Hildebrand.

«Dann höre wenigstens mir zu, denn ich bin dein Schwurbruder, der ich dir noch gestern fünf heimtückische Räuber vom Leib gehalten habe.»

«Das war ja wohl mit meinem Schwert!»

«Ach Gott, nun seid doch nicht so kleinlich. Bedenkt lieber, welch große Tage Euch erwarten, wenn Ihr Dietrich schont und unter seine Männer aufgenommen werdet. Tötet Ihr ihn, werdet Ihr einsam und ohne Freude durch die Welt ziehen, immer in Furcht vor einem Fremden aus dem Norden, der Euch den Ruhm neidet und mit Euch kämpfen will.»

Witege war klug genug, um sich in diesem Fremden wiederzuerkennen. Trotzdem machte er sich los und ging hinüber zu Dietrich, der in Erwartung seines Todes starr auf dem Boden lag, aus vielen Wunden blutend. Entsetzt schrien die Massen auf, als er sein Schwert hob und es nie-

derstieß. Allerdings in den Boden, wenn auch kurz vor Dietrichs Hoden.

«Dietrich von Bern», sagte Witege, während er sich vor sein Schwert Mimung kniete und die Stirn auf den Knauf legte, «ich bitte um Aufnahme in Eure Schar!»

«Gewährt», antwortete Dietrich mit dem letzten Fitzelchen Luft, das ihm der Schrecken noch gelassen hatte.

[...]